

Der Kunststreiter

Erzählung
von Friedrich Gerstäcker

(15. Fortsetzung.)

„Ihr meint den Instinkt.“
„Den mein' ich nicht, ich meine Verstand.“ beharrte der Alte; „Instinkt ist ein Wort, das prächtig für die Art von Leuten paßt, die in den Städten die dicken Bücher schreiben, und deren eigener Verstand still steht, wenn sie einmal zu uns in den Wald kommen und das Leben und Treiben der Thiere zu sehen kriegen. Wir aber, die wir eben diese Thiere näher kennen, wissen das wohl besser. Glauben Sie zum Beispiel, gnädiger Herr, daß Ihnen das kluge Pferd da etwa nur aus Instinkt folgt?“

„Ein Pferd? nein, das hat gewiß Verstand.“
„Schön, das sagen Sie, weil Sie näher mit ihm bekannt geworden sind; würden Sie meine lieben Waldthiere so gut kennen lernen, so fänden Sie gar bald, daß wir ihn denen noch viel weniger abschreiben dürfen.“

„Der Mensch aber, was ich vorhin sagen wollte, hat seinen vollen Verstand und Geist und Vernunft und Seele, und wie er es sonst noch nennt, vom lieben Gott erhalten, und wie gebräucht er das Alles nur zu oft!“
„Und nur die wilde Raube legt Ihr noch an bössartigen Eigenschaften über den Menschen?“ lächelte Georg.

„Vielleicht hab' ich Unrecht“, sagte der Alte, „aber ich kann mir einmal nicht helfen, wenn ich die Rauben mehr als anderes wildes Gethier hasse und verabscheue. Aber gerade sie, mehr als Schupp und Raubvögel, gestören mir im Frühjahr die junge Brut meiner lieben kleinen Singvögel, und wenn ich dann so ein armes Thierchen neben seinem zerrissenen Nestchen sitzen und trauern und die zerbrochenen Eierschalen unter dem Baume liegen sehe, dann überläuft's mich immer, ich weiß eigentlich selber nicht wie, und ich schwör' den Rauben, Mardern und Nissen zu, daß sie mir's büßen sollen für alle Zeit — wo ich sie nämlich erwischen kann.“

„Und Ihr habt die Singvögel so gern, Forstwart?“

„Ja, gnädiger Herr, und mit Recht“, sagte der alte Mann, und es war fast, als ob seine Stimme bei den Worten zitterte. „Die kleinen Waldfänger sind mir die liebsten Thiere in der Welt; vielleicht, weil es die einzigen Freunde sind, die ich in der Welt habe“, legte er langsamer hinzu, „und bei denen wäre es denn schon nicht mehr als Schuldigkeit, daß man ihnen wieder Anhänglichkeit beweise. Haben sie doch auch Niemanden hier weiter wie mich, der ihren Feinden nachstellt und sie schlägt und beschämt, wo es noth thut.“

„Und weiter habt Ihr keine Freunde, Barthold?“

„Keine weiter“, sagte der alte Mann und schüttelte dazu langsam den grauen Kopf.

„Aber der Graf hat mir sehr freundlich von Euch gesprochen und Euch mir warm empfohlen.“

„Der Graf ist ein wackerer, braver Herr“, meinte der Forstwart, „und ich werde ihm ewig danken, was er an mir gethan — mehr, als Sie und jemand Anders wissen können; — aber — den Herrn kann ich doch nicht zu meinen Freunden zählen!“

„Nicht? — und weshalb?“

„Nieder Gott, weshalb? Der Graf ist mir ein lieber und gnädiger Herr — aber er ist eben ein Herr, und noch dazu ein recht vornehmer, wenn auch wohlwollend und herablassend, und da kann mit Unferneim von Freundschaft nicht die Rede sein. Unter Freunden, mein gnädiger Herr, verstehe ich zwei Theile, die vor einander kein Geheimnis haben, die einander mittheilen, was sie freut, was sie drückt, die einander helfen, wo sie können — nicht nur der eine Theil dem andern, sondern auch umgekehrt, und die beisammen ausharren in Freud' und Leid — so lange eben dieses morliche Leben noch zusammenhält und das Herz nicht aufgehört hat zu schlagen.“

„Aber unter der Bedingung, Forstwart, büßt Ihr die Vögel des Waldes, und wenn sie noch so lieb und freundlich singen, doch nicht zu Euren Freunden zählen, denn Ihr mögt ihnen so viel klagen und gestehen, wie Ihr wollt, ihr Mund bleibt stumm für Euch, und mit der Hülfe und dem Beistande, die sie Euch leisten könnten, steht es auch nur windig aus.“

„Meinen Sie, gnädiger Herr?“ sagte der alte Mann und lächelte dabei gar still und heimlich vor sich hin; „aber da hätten Sie sich doch vielleicht geirrt, denn nicht allein verstehen die Vögel mich, wenn ich bei ihnen einmal hier draußen dem gedrückten Herzen Luft mache, nein, ich vernehme sie eben so gut, ob die paar Zurückgebliebenen mir nun im kalten Winter ihr Leid, oder im Sommer den Verlust eines lieben Angehörigen klagen, oder mir im Frühjahr die heimkehrenden Wanderer ihren Jubel, ihre Seligkeit entgegenzuschicken.“

„darüber rede, weil — weil mich etwas zu Ihnen zieht, dem ich keine Worte geben kann, für das ich eigentlich keine Ursache habe. Früher, ja, sprach ich mich offen darüber gegen Jeden aus, aber mein Lohn war, daß ich von dem unwissenden Volke verachtet und ausgepötte wurde. Da behielt ich, was ich wollte, lieber für mich, und zog mich mehr und mehr nur auf mich selbst zurück.“

„Und Ihr glaubt wirklich, daß Ihr die Sprache der Thiere verstehen könnt — daß sie Euch wieder verstehen, wenn Ihr mit ihnen sprecht?“

„Ich glaube es nicht nur“, sagte zuversichtlich der alte Mann, „ich weiß es ganz gewiß. Stunden lang hab' ich schon draußen auf der Wiese bei den Störchen gesessen und mir von ihren Reisen erzählen lassen — Stunden lang dem munteren, manchmal ein bisschen leichtfertigen Stieglitz zugehört, und was meine alte treue Amsel betrifft, die mir eigentlich die Liebste ist von Allen zusammen, so verstehen wir Beide wohl jede Silbe, die wir mit einander reden.“

„Die Amsel ist Euch die Liebste?“ fragte Georg, der unwillkürlich Interesse an den Phantasien des alten Mannes nahm.

„Gewiß“, erwiderte dieser. „Die Amsel ist eines von den bescheidenen, anspruchslosen Wesen in der Welt, die trotz ihres eigenen Verdienstes, eben ihrer Zurückhaltung wegen, es doch nirgends zu was Oedenlichem bringen und stets zurückgesetzt und übersehen werden. Und wie treu hält sie bei uns in Frost und Kälte aus; wie bescheiden hüpfet sie in ihrem anspruchslosen schwarzen Kleidchen einher, und was für eine lieblich grüne Stimme hat sie dabei!“

„Eine grüne Stimme?“ fragte Georg, dem dieser Ausdruck neu war.

„Allerdings“, versicherte der alte Mann, „und zwar das ganz bestimmte junge Waldesgrün, wenn ihm der Frühling seinen ersten Saft gegeben — nicht ein Mißgeschick von Farben, wie der Fink mit seinem Violett, oder der Zeisig gar mit seinem schmutzigen gelben Ton — ein reines, schönes, helles Grün, das mit seinem lieblichen Klänge meine alten Ohren auch noch erfreut, wenn der Winter schon lange das wirkliche Grün von den Zweigen gefegt und seine weiße Schreidecke über den Wald gedreht hat.“

„So beurtheilt Ihr den Gesang der Vögel nach den Farben?“

„Gewiß thue ich das“, versicherte der Greis, „und nirgends zeigen sich mir die Farben deutlicher, als eben im Gesänge. Die Grasmücke singt roth, aber kein brennend schmerzhaftes Roth wie der Canarienvogel, sondern sanft und doch leuchtend, wie ich nur einmal in meinem Leben am nördlichen gestirnten Himmel habe Strahlen schiefen sehen. Die Nachtigall singt dunkelblau — dunkelblau wie der Nachthimmel selber, daß man die beiden kaum von einander unterscheiden kann. Die Lerche singt jenes wundervolle Korngelb der reifen Weizen, das Rothschwänzchen ein allerliebste bläuliches Grau, die Schwalbe weiß, der Ruhbeher, der spöttische Gesell, ein tiefes Schwarz; ich mag den geschwätzigen hirnlosen Burschen auch deshalb nicht besonders leiden; die Drossel singt dunkelgrün, und fast alle Farben finden sich unter den Sängern des Waldes, alle, mit ihren leisesten Schattierungen — nur nicht hellblau. Kein Vogel, und das ist etwas, worüber ich schon oft und lange nachgedacht, singt hellblau, und nur ein einziges Mal, und zwar eine einzige Nacht, habe ich eine Nachtigall gehört, die hellblau sang, und das war das schönste Himmelsblau, das man sich nur denken kann.“

„Und nie wieder hat sie gerade so gesungen?“ fragte Georg, den er wußte selber nicht weshalb, ein eigenes Gefühl der Theilnahme für den Greis beschlich.

„Nie wieder“, sagte der alte Mann leise, „es war ihr Sterbelied gewesen, denn am nächsten Morgen fand ich sie todt in demselben Busch — todt und unerlebt, und habe sie auch dort, wo ich sie fand, nachher begraben. — Ich werde den Tag nie vergessen; es war derselbe Morgen, an dem die Kinder wieder von hier abreisten, und wie ich da drüben unter dem Busch bei dem todtten Vogel saß, liefen mir die hellen Thränen die Waden herunter. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, ob ich über den Vogel oder über die Kinder geweint habe, die ich — wenigstens beide zusammen — nicht wiedersehen sollte.“

Der alte Mann schwieg und sah still und traurig vor sich nieder, und auch Georg wagte im ersten Augenblicke nicht die Stille zu unterbrechen. Von welchen Kindern sprach der Greis, und was es nicht etwa gar die eigene Jugend, die an das Herz dieses alten, harten Waldbewohners geklopft und die Erinnerung darin zurückgelassen hatte? — Er mußte darüber Gewißheit haben.

„Was für Kinder, Forstwart?“

fragte er mit so viel Gleichgültigkeit als möglich im Tone.

„Das eine kennen Sie, gnädiger Herr“, sagte da der alte Mann, „es ist unser gnädigster Herr Graf, den Gott uns noch recht lange erhalten möge. — Wie hübsch und schlant und kräftig der emporgeschossen ist, und wie viel Freude er schon seiner braven Frau Mutter gemacht hat, daß sie wohl stolz auf ihn sein darf!“

„Und das andere?“ fragte Georg nach sichtlichem Widerstreben, als der alte Mann hartnäckig schwieg.

„Was ist aus dem andern geworden?“

„Da fragen Sie den lieben Herrgott!“ seufzte der alte Mann, „der andere Knabe war sein Bruder. — Auf ein Haar fast gleichen sich die beiden jungen Herren, und so wild und lebenslustig waren sie, und so gut, so engelgütig dabei! Der jüngste besonders war ein herzig Kind — ich sehe ihn noch vor mir mit den langen dunklen Locken und den großen, sterngleichen Augen — und ich durfte mit ihnen durch den Wald gehen und ihnen das Wild zeigen, und die Stellen, wo die saftigsten Erdbeeren wuchsen, und der kleinste sahnte mich dann an der Hand und fragte mich, wie hoch der Himmel noch über den hohen Bäumen sei, und ob es wahr wäre, daß die Sterne dort broden die Augen von lieben Engeln wären, die herabschauten auf die Kinder, ob sie auch brav und gut wären und ihren Eltern Freude machten?“

— Und dann erzählte er mir von seinem Vater, daß er gestorben und zum lieben Gott gegangen sei und sie, die beiden Knaben, mit der Mutter hier allein zurückgelassen habe, und Gottes Zorn!“ murmelte der alte Mann vor sich und wandte sich ab von Georg, denn er schämte sich vor dem Fremden, daß ihm, selbst in der Erinnerung an jene Zeit, die sein Herz mit einer eigenen Wehmuth erfüllte, die Thränen in's Auge gekommen waren. Georg aber, der ihn mit schmerzlicher Spannung beobachtete, war das nicht entgangen, wenn er auch that, als ob er es nicht bemerkte; hatte er doch Mühe genug, die eigene Rührung niederzukämpfen. Endlich, sich gewaltsam zwingend, sagte er leise: „Und von dem andern Knaben habt Ihr nie wieder — den andern Knaben habt Ihr nie wieder gesehen?“

„Nein“, erwiderte der Alte; „damals blieben sie acht Wochen bei uns, und kein Tag verging, wo wir uns nicht zusammen hier draußen herumgetummelt hätten. Ein paar tolle Burschen waren es alle beide, und tolle Streiche haben wir gemeinsam ausgeführt. Der jüngste besonders — der kleine Tollkopf konnte mit mir machen, was er wollte — schien sein Herz an mich gebängt zu haben. Auf mir geritten ist er sogar, oft und oft, und hat mir dann versprochen, wenn er einmal groß wäre, wollte er mich zu seinem Stallknecht, und Gott weiß was sonst noch machen. — Dann gingen sie fort, und ich blieb hier zurück — als Forstwart, Waldläufer oder was Sie wollen. — Ein paar Mal noch ließen mich die Knaben, besonders der kleine Georg — er hieß wie Sie, gnädiger Herr, Georg — grüßen, dann war auch das vorbei. Ich selber vergah die Kinder wohl nicht, denn wenn uan so ganz allein steht auf der Welt, vergißt man nicht so leicht etwas, an dem das Herz einmal so gegangen, wie an den Kindern, besonders an dem jungen Herrn. Während aus den Knaben aber Männer wurden, hörte ich endlich, daß der eine — mein armer kleiner Georg — Deutschland gar verlassen habe und — in der Fremde gestorben sei, und da konnte ich denn natürlich nichts weiter thun, als — um ihn trauern.“

„Und habt Ihr seinen Bruder nie nach ihm gefragt?“ sagte endlich nach langer Pause, während die beiden Männer schweigend neben einander hingeschritten waren, Georg.

Der Alte schüttelte mit dem Kopfe. „Das ging nicht gut“, meinte er; „sollte ich die Wunde im Bruderherzen wieder aufreißen? Und ich war froh und glücklich, daß ich wenigstens den Einen wieder hatte und mir in dessen heiteren, männlich schönen Zügen das Bild des Andern heraufrufen und festhalten konnte. Die Jahre sind auch drüber hingegangen, und wie der Hügel auf dem Grabe des längst Entschlafenen eingetunken sein wird, sind meine Wangen eingefallen, ist mein Haar gebleicht, und ich dachte kaum, daß ich noch einmal so lebhaft wieder an ihn denken würde, bis — bis Sie neulich, gnädiger Herr, mit unserm gnädigen Grafen in den Hof eintritten.“

„Ih?“ rief Georg und suchte die Bewegung zu verbergen, die seine Stimme zittern machte.

„Ja“, sagte der Greis, und unwillkürlich suchte sein Blick dabei den des Begleiters, wie ich Sie Beide zusammen und neben einander, in all' der Kraft männlicher Schönheit, Beide einander so ähnlich, und doch auch wieder so verschieden, auf einmal, vor mir sah, war es plötzlich, als ob eine Stimme

in meinem Innern spräche: da sind sie — die Zeit ist wiedergekommen, die du so heiß ersehnt; er ist nicht todt, der kleine Georg, sondern zurückgekehrt, wie er es mir als Kind, seine kleine Hand in der meinen, fest versprochen. — Ich hatte mich doch geirrt; und nur daß Sie Georg heißen, ist ein merkwürdiger Zufall. Fünf- undzwanzig Jahre sind freilich eine lange Zeit; aber, lieber Gott! mein altes Herz hat sich doch geirrt, denn was man eben wünscht, erhofft man ja auch gern.“

„Und Ihr habt den Knaben also noch nicht vergessen, Barthold?“

„Ich? — das Kind? nein, mein gnädiger Herr. Ich weiß nicht, weshalb — es war nicht mein Kind, und ging mich auch weiter nichts an, als daß es eben der Herrschaft angehörte und vielleicht einmal später selber mein Herr geworden wäre; denn uns alten Diensthofen geht es wie dem Inventar auf den Gütern, zu dem wir auch mitgehören — wir wechseln die Besitzer. Aber ich glaube, der kleine Bursch hatte es mir damals mit seinen klugen, treuen Augen angethan, — vielleicht mit einer Kleinigkeit, die aber bei uns Menschen oft wunderbaren Einfluß ausübt.“

„Und die war?“

„Ich hatte die Kinder gebeten, mich — ich weiß eigentlich selber nicht weshalb, bei meinem Vornamen Franz zu nennen, der Aelteste aber, unser gnädiger Herr Graf jetzt, der auch schon ein bißchen besser mit den Leuten umzugehen wußte, konnte oder wollte es nicht merken und nannte mich nicht anders als Barthold oder Forstwart.“

Der kleine Georg aber — Sie dürfen es mir nicht über denken, daß ich ihn noch so nennte, denn für mich ist er der „kleine Georg“ geblieben, alle Zeit — that mir den Willen und nannte mich Franz; und einmal, wie er Abschied von mir nahm, hat er mich sogar geküßt, und von der Zeit an, wo ich die Kinder in die große Rutsche steigen und mir noch einmal mit den Tüchern winkten sah, war es mir, als ob Alles, was ich noch auf der Welt mein nennte, mit dem Kinde aus Nimmerwiedersehen geschieden sei. — Aber, lieber Gott! ich schwache und schwache da von Dingen, die Euer Gnaden unmöglich interessieren können. Glauben Sie es einem alten Manne zu Gute, dem es überdies selten genug gestattet ist, sein Herz einmal einem Nebenmenschen auszuschnitten. Ich fühle, daß ich Sie gelangezeit habe.“

„Das habt Ihr nicht, Barthold“, sagte Georg, der gewaltsam die in ihm aufsteigende Rührung niederzupressen mußte, um sich nicht zu verrathen. „Ihr habt mir überdies vorher gesagt, daß Ihr Euer Herz nur Euren Freunden gegenüber öffnen möchtet, zählt mich dazu von jetzt an, ich meine es gut mit Ew. Nehmt meine Hand, sie ist Euch gern geboten, wenn ich auch — Euer kleiner Georg nicht bin, — für den Ihr mich gehalten.“

„Gnädiger Herr“, sagte der alte Forstwart verlegen, indem er schwüchtern seine Hand in die ihm dargebotene Rechte seines Begleiters legte — Sie sind so gültig...“

„Wohin führt dieser Weg?“ unterbrach ihn jetzt Georg, der das Gespräch abzubrechen wünschte, denn er vermochte nicht länger dem Alten gegenüber kalt und gleichgültig zu scheinen.

„Witten in den Wald“, lautete die Antwort; „ich muß tausendmal um Verzeihung bitten, wenn ich Sie einen falschen Weg geführt habe. Wir sind hier gleich an der Grenze, und ich wollte eigentlich nur nach einem Fuchsbau sehen; ich habe gar nicht daran gedacht, daß Sie...“

„Es schadet nichts; ich habe nur einen Schabertritt gemacht, und jede Richtung bleibt sich da gleich. Aber ich will jetzt umkehren. Adieu, Barthold, sorgt nur hübsch für Eure kleinen geliebten Freunde, die Singvögel, denn ich habe sie ebenfalls gern, und wenn Ihr einmal etwas habt, das Euch auf dem Herzen liegt und das andere Hülfle verlangt, als sie Euch gewähren können, dann kommt ungehindert zu mir. Wenn es in meinen Kräften steht, helfe ich Euch. Lebt wohl.“ Mit den Worten wandte er sich zu seinem Pferde, das auf sein Zeichen rasch herbeigekoppelt kam, schwang sich in den Sattel und ritt langsam den Weg wieder zurück, den er mit dem Alten heraufgekommen.

Barthold blieb noch lange, wie ihn Georg verlassen hatte, im Wege stehen und schaute ihm schweigend nach, dann setzte er seine Pelzmütze, die er beim Abschied abgenommen, wieder auf und murmelte leise, während er sich jetzt in den Wald wandte: „Gerade so würde mein kleiner Georg wohl auch zu seinem alten Freunde gesprochen haben; gerade so läßt er vielleicht auch aus, aber — du lieber Gott! alter Franz, was hilft es dir? er ist es ja doch nicht, und wenn er wiedergekommen wäre? — wer weiß, ob er dann noch so freundlich mit dem alten Forstwart,

der eben doch nichts weiter als ein Forstwart ist, gesprochen hätte, und dann — dann hätte' es mir freilich noch viel, viel weher gethan, als so, wo er gar nicht wiedergekommen ist.“

— Und leise noch viel mehr vor sich hinsprechend und langsam dazu mit dem Kopfe nickend, verfolgte er seinen Weg.

(Fortsetzung folgt.)

Dom Trintgeld und seiner Geschichte.

Der berühmte Rechtslehrer Jhering erzählt in seiner Streitschrift gegen das Trintgeld von einem Freunde, der sich für Reisen eine besondere Vorkasse eingerichtet hatte, aus der er alle Ausgaben bestritt, deren Bezahlung aus dem gewöhnlichen Portmonnaie ihm die gute Laune geraubt haben würde. Gewiß, die Trintgelberfrage ist ein Erzfeind des Reisefreudigen, sie wirkt im Voraus einen Schatten auf die Ferienfreude. Aber es ist nun einmal nichts vollkommen im Leben und der Tourist wird das Trintgeld eben als ein Opfer an die dunklen Gewalten des Schicksals betrachten müssen, mit welchen der Grieche den Reid der Götter versöhnte. Stamt doch das Trintgeld in seinen Ursprüngen wahrscheinlich vom heidnischen Opfer her! Aber wer denkt, wenn er unwirlich die Mägen in die hohen Hinde legt, an alte Bräuche. Das Trintgeld eben dünkt ihm eine sinnlose Unsitte, gegen die er als Einzelner machtlos ist und in deren Befämpfung er sich von allen anderen schmählich im Stich gelassen glaubt. Wie viele haben still und laut gemurrt, seit mit dem Aufschwung des Reiseverkehrs vor etwa hundert Jahren auch diese Frage drohend an die Gemüther ober vielmehr an die Taschen pochte! Heine und Laube haben darüber gepöppelt, Victor Hugo und Guy de Maupassant gewütet. 1882 begann dann Jhering mit seinem Aufsehen erregenden Werkchen einen Kreuzzug. Reformvorträge entstanden, Anti-Trintgeld-Bereine wurden gegründet, eine Weile bildete das Thema eine stehende Rubrik in den Zeitungen und — alles blieb beim Alten. Die Heißsporne, die das Trintgeld mit einem Schläge ausrotten wollten, übersahen, daß sie es nicht nur mit einer Unsitte, sondern mit einer Sitte zu thun hatten, die unter anderen Formen schon lange bestanden und auf der ganzen Welt besteht. Ein solches Element läßt sich nicht einfach austreiben.

Das Alterthum freilich scheint von dieser Einrichtung nichts gewußt zu haben. Die so völlig andersartige Auffassung jener idealen Zeiten leuchtet hell aus der einen Thatsache hervor, daß der Wirth seinem Gaste ein Geschenk gab. Doch aus dieser ganz entgegengelegten Sitte scheint sich dann allmählich schon ein Verlangen des Trintgeldes entwickelt zu haben. Der Gost reuanderte sich; er besuchte seinerorts Kinder und Sklaven des Wirtes und es lag in der Natur der Sache, daß die Geschenke des Gastes, je mehr die Gastfreundschaft in späteren Zeiten gegen einen regelrechten Hotelbetrieb zurücktrat, immer größer, reichlicher wurden, die des Wirtes immer kleiner. Die schlauen Diener, wie sie in den Kommodien des Menander oder Plautus erscheinen, tenne daher, wenn auch nicht das Wort, so doch den Begriff des Trintgeldes sehr genau, und auch im Mittelalter taucht er bald, wenn auch unter anderen Namen, auf. Der Mensch will ja nicht bloß trinken, er will auch essen und sich kleiden. So tritt uns zunächst das Botenbrot entgegen; in anderen Ländern heißt die freiwillige Zugabe zu einem Lohn Handgeld, so bei den Italienern, Spaniern, Engländern, oder auch Strumpfgeld oder Nadelgeld. Wie Kleinpaul in seinem Büchlein über das Trintgeld in Italien ausführte, handelt es sich dabei um Dinge, die in einer noch nicht zur reinen Geldwirtschaft gelangten Zeit an Stelle der klingenden Münze traten. Der Handschuh, nach mittelalterlicher Symbolik der Vertreter der Hand und damit des ganzen Menschen, bedeutete so als Geschenk eine besondere Ehrung; in einem materiellen Zeitalter war es freilich dem Beschenken lieber, wenn sich in dem Handschuh auch noch ein paar Geldstücke befanden. In dieser Zeit der Gaben in Naturalien hieß das Trintgeld auch vielfach Viehgelb und im Orient wird noch heute bei der Pilgerfahrt nach Mekka ein Hammel oder ein Lamm als eine Art Trintgeld für die Priesterdiener geopfert.

Für gute Dienste darf der Arbeiter auch eine Belohnung verlangen. Nur für gute Dienste wird zunächst ein Trintgeld gegeben. Ein Bote, der willkommene Nachricht überbrachte, erhielt das Botenbrot. Zuerst sicherlich als Speise und Trank. Diese Quittung ist dann im späteren Mittelalter so üblich, daß das Vorsehen von Wein und Brot so viel bedeutet, wie richtige Befehlung einer Vorkassat. Aber rasch trat an die Stelle des Gesfens der klingende Dank. Im Ortnit,

einem altdeutschen Heldengedicht, heißt es: „Und wenn Du's recht nicht sagst, so geht es Dir ans Leben, sonst will ich Dir zwölf Spangen zum Botenbrot geben.“ Auch Siegfried bittet Kriemhild, da er die glückliche Verlobung Gunthers meldet, um sein „Botenbrot“ und erhält 24 schwere goldene Armbänder. Noch reichlicher wurden im Nibelungenlied Ghels Boten, Werbel und Swemmel, belohnt, und für eine gute Nachricht gibt ein Fürst 10, ja 100 Mark (nach unserm Gelde 100 und 1000 Dollars) als Trintgeld. Botenbrot heißt bald jed's für einen Dienst gegebene Geschenk. Daneben aber erschienen auch schon die Bibalia und Biberagia, wie sie in lateinischen Urkunden des 10. und 11. Jahrhunderts genannt werden, zu deutsch das Trintgeld. Trinken, von altersher eine Hauptfreude der Deutschen, ist das Beste, was man einem Manne, dem man noch will, gewähren kann. Mit dem Zutrinken wird früh schon eine Spende verknüpft, das Einsehen wird zum Schenken. Eine Ranne, gefüllt mit köstlichem Naß, ist das angenehmste Geschenk; deshalb bezeugen wir dem Begrif in unserer allgemeynen Bedeutung bei den meisten Völkern. Der Russe bekommt Sannasgeld, der Chinese Theegeld, der Türke Kaffeegeld, der Engländer Biergeld, der Ungar „auf Wein“ (borreval), der Portugiese „zu einem Tropfen“, der Spanier und Italiener „zum Zutrinken“. Lange erscheint auch neben dem Botenbrot die Bezeichnung Begeg-

es. So war im 16. Jahrhundert in den verschiedensten Berufen und Gesellschaftsklassen durchaus etwas Natürliches und Gebrauchliches, um ein Trintgeld zu bitten. Professoren wie Bedelle thaten es bei Doktorpromotionen. Dürer gibt den Patrizier Jakob Heller nach der Vollendung der für ihn gemalten Altartafel, der Himmelfahrt Mariae, um ein Trintgeld für seine Frau, und seinen Bruder Hans, der mitgeholfen, an; er bemerkt: „Das steht Euch zu“, das heißt, es bleibe ihm überlassen, aber er dankt dann, wie für etwas ganz Selbstverständliches. Auch zur Zeit Kubens bestet noch das Handgeld; als er mit dem Antwerpener Domkapitel den Vertrag über die große Kreuzabnahme schließt, erhält er für seine Frau Jakobella Brant „ein Paar schöne Handschuhe im Werthe von 8 Gulden und 10 Stüber.“ Da der Brauch der Trintgeldempfangens nach und nach besonders bei Beamten zur Sitte wurde, so entstanden daraus viele Privilegien und Gewohnheitsrechte, wie es deren in der Zeit des Absolutismus so unzahlige gab. Sie verdrängen sich zum Theil garricht mehr als ursprüngliche Trintgelber, doch bei manchen läßt es sich noch nachweisen. Als die Gnadenfülle dieser Privilegien durch die Revolution und nachher mit eifernem Besen fortgekehrt wurde, da war es nur erklärlich, daß allmählich wieder eine neue Form des Trintgeldes auftrat. Sie ist heute das Privileg eines bestimmten Standes, der Diensthofen, und einer bestimmten Spähre des Hotels usw. geworden. Aber in diesem Umkreise macht die Herrschaft des Trintgeldes nicht halt. Sein Reich erstreckt sich über die ganze Welt, nirgends verfehlt es seinen Zweck und seinen guten Einfluß; stets gleich bleibt sein Zauber über die Menschen, so wie damals, da es noch Botenbrot und Begegeld hieß.

Dr. Friedrich Spreen.



Ein junger Herr (zu einem Herrn, den er eben ein bißchen Guld ins Wein gegeben): Herrjeis, haben Sie aber e Glück, daß Sie falsche Wad haben!



„Mama, dein Opernglas scheint aber nicht viel zu taugen!“
„Ja, warum denn nicht, Mädchen?“
„Nun, weil ich gar keine Oper darin sehen kann!“